

(Nachdruck verboten.)

207

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nezd.

„Dampe, ja,“ sagte Zeppe wütend, „der hat Euch beiden den Kopf verdreht.“

„Das liigst Du,“ stammelte Bjerregrab. „Anker nahm erst später Schaden, nachdem uns König Friedrich die Freiheit geschenkt hatte. Und ist es auch nur schwach bestellt mit meinen Fähigkeiten, so hab ich doch Gott sei Dank meinen Verstand!“ Bjerregrab führte feierlich die Finger der rechten Hand an die Rippen, das wirkte wie ein verwischtes Ueberbleibsel von dem Zeichen des Kreuzes.

„Du und Dein Verstand!“ zischte Zeppe höhnisch. — „Du, der Du Dein Geld dem ersten besten Landstreicher hinschmeißt! Und einen abscheulichen Aufwiegler verteidigst, der nicht einmal des Tages ausging, wie andere Leute, sondern sich des Nachts herumtrieb.“

„Ja, denn er schämte sich der Menschen, er wollte die Welt schöner gestalten!“ Bjerregrab errötete vor Scham, daß er das gesagt hatte.

Aber Zeppe fuhr aus dem Häuschen vor Hohn. „Na, also, die Buchhauskandidaten schämen sich der anständigen Leute! Also darum machte er seine nächtlichen Spaziergänge? Ja, die Welt würde allerdings schön werden, wenn sie mit Leuten wie Du und Dampe angefüllt würde.“ —

Das Traurige bei Anker war, daß er ein so guter Handwerker war. Er hatte die Uhrmacherei vom Vater und Großvater geerbt, und seine Vornholmer Schlaguhren waren über die ganze Welt bekannt. Es kamen Bestellungen für ihn aus Sühnen, wie aus der Hauptstadt. Damals, als das Grundgesetz (Konstitution) gegeben wurde, gebärdete er sich wie ein Kind, als wenn man hier auf der Insel nicht immer Freiheit gehabt habe! Das sei die neue Zeit, sagte er, und ihr zu Ehren wollte er in seiner unsinnigen Freude eine kunstfertige Uhr machen, die den Mond anzeigen und angeben sollte, welches Datum es war und in welchem Jahr und Monat man sich befand. Nüchtern war er, und er brachte es auch fertig, aber dann hatte er den Einfall, daß die Uhr auch das Wetter anzeigen sollte. Wie so manch anderer, dem Gott Gaben verliehen hat, wagte er sich zu weit hinaus und wollte mit dem lieben Gott selber wetterfeiern. Aber da wurde er gebremst, das Ganze war nahe daran, in die Winsen zu gehen. Lange Zeit hindurch nahm er es sich sehr zu Herzen, aber als die Arbeit fertig da stand, war er doch froh. Man bot ihm viel Geld für sein Kunstwerk, und Zeppe riet ihm, zuzuschlagen; aber verschoben, wie er nun einmal war, antwortete er: „Das hier läßt sich nicht mit Geld bezahlen. Alles, was ich sonst mache, hat Geldes wert, dies aber nicht. Kann jemand mich vielleicht kaufen?“

Lange war er im Zweifel darüber, was er mit seinem Werk tun sollte, aber dann eines Tages kam er zu Zeppe und sagte: „Jetzt weiß ich es, der Beste soll die Uhr haben, ich schicke sie dem König. Er hat uns eine neue Zeit geschenkt, die sich sehen lassen kann!“ Anker schickte die Uhr ab, und nach einiger Zeit erhielt er 200 Taler durch die Amtskasse ausbezahlt.

Das war eine große Summe Geldes, aber Anker war nicht zufrieden, er hatte wohl ein Dankschreiben von des Königs eigener Hand erwartet. Er ging so wunderbar herum, alles ging ihm verkehrt, und nach und nach nistete sich das Verfloressein bei ihm ein. Das Geld gab er den Armen, und er selbst trauerte darüber, daß die neue Zeit doch nicht gekommen sei. So arbeitete er sich immer tiefer in seine Verirrtheit hinein, es half alles nichts, wie sehr ihn Zeppe auch ausschalt und ihn zuredete. Schließlich kam er so weit, daß er sich einbildete, er sei dazu berufen, die neue Zeit zu schaffen, und da wurde er wieder fröhlich.

Drei, vier Familien in der Stadt von den Allerärmsten — so verkommen, daß die Selten nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten — scharten sich um Anker und hörten Gottes Stimme in seinem Rufen. „Sie verlieren ja nichts dabei, wenn sie sich unter einen verrückten Mann stellen,“ sagte

Zeppe höhnisch. Anker selbst achtete auf nichts, er ging seinen eigenen Weg. Bald war er ein verkleideter Königssohn und und war mit der ältesten Tochter des Königs versprochen — dann sollte die neue Zeit kommen! Oder, wenn sein Gemüt ruhiger war, saß er da und arbeitete an einem unfehlbaren Uhrwerk, daß die Zeit nicht zeigen, sondern selbst die Zeit sein sollte — die neue Zeit.

Er kam hin und wieder in die Werkstatt, um Meister Andres den Fortschritt seiner Erfindung zu zeigen, für ihn hatte er eine blinde Zuneigung gefaßt. Jedes Jahr um die Neujahrszeit mußte der junge Meister einen Freiensbrief für ihn an des Königs älteste Tochter schreiben und es auf sich nehmen, ihn in die rechten Hände zu befördern; von Zeit zu Zeit kam Anker angerannt, um zu fragen, ob eine Antwort eingetroffen sei, und zu Neujahr ging ein neuer Freiensbrief ab. Meister Andres hatte sie alle liegen.

Eines Abends gleich nach Feierabend donnerte es an die Werkstatttür. Draußen auf der Diele ertönte ein Marsch, „Könnt ihr denn nicht aufmachen?“ rief eine feierliche Stimme, „der Prinz ist da!“

„Pelle, schnell mach' die Tür auf!“ sagte der Meister. Pelle riß die Tür weit auf und Anker marschierte herein. Er hatte einen Papierhut mit wehendem Büschel auf und trug Epaulettes aus Papierfransen; sein Gesicht strahlte, indem er mit der Hand an dem Hut da stand und den Marsch ertönen ließ. Der junge Meister erhob sich munter und schulterte das Gewehr mit seinem Stod.

„Königliche Majestät,“ sagte er, „wie geht es mit der neuen Zeit?“

„Es geht gar nicht!“ antwortete Anker und wurde ernsthaft. „Wir fehlen die Note, die das ganze in Gang halten sollen.“ Er stand da und starrte zu Boden; in seinen Schläfen arbeitete es rätselhaft.

„Sie sollen wohl aus Gold sein?“ Es bligte in dem Augen des Meisters, aber er war der personifizierte Ernst.

„Sie sollen aus Ewigkeitsstoff sein,“ erwiderte Anker unwillig, „und der muß erst erfunden werden.“

Lange stand er da und starrte mit seinen grauen Augen leer vor sich hin, ohne etwas zu sagen. Er rührte sich nicht, nur in seinen Schläfen fuhr es fort zu arbeiten, als nage dort irgend ein Wurm, der heraus wolle. Es wurde schließlich unheimlich; Ankers Schweigen konnte sein wie die Dunkelheit, die um einen her lebendig wird. Pelle saß da und bekam Herz klopfen.

Dann ging der Verrückte hin und beugte sich über des jungen Meisters Ohr. „Ist Antwort vom König gekommen?“ fragte er mit einem schneidenden Flüstern.

„Nein, noch nicht!“ Aber ich erwarte sie jeden Tag. Du kannst ganz ruhig sein,“ gab der Meister flüsternd zurück. Anker stand wieder eine Weile stumm da, es sah so aus, als denke er nach, aber auf seine eigene Weise. Dann machte er kehrt, und marschierte hinaus.

„Geh' hinter ihm drein und sieh zu, daß er gut nach Hause kommt,“ sagte der Meister. Seine Stimme klang jetzt traurig. Pelle folgte dem Uhrmacher die Straße hinab.

Es war Sonnabend abend, die Arbeiter befanden sich auf dem Wege abwärts von den großen Steinbrüchen und den Tonwerken, die eine halbe Meile oberhalb der Stadt lagen. Sie kamen in dichten Scharen, den Vorratskästen auf dem Rücken und eine Bierflasche vorn, um das Gleichgewicht zu halten. Die Stöße schlugen hart auf das Steinpflaster, und es stoben Funken aus den eisernen Abfäßen unter den Holzschuhen. Pelle kannte diesen müden Gang, der war, als wenn die Last und die Müdigkeit selbst sich über die Stadt hinabwälzten. Und er kannte die Laute aus den schweigsamen Reihen, diese knurrenden Laute, wenn dieser oder jener unversehens eine unfreiwillige Bewegung mit den steifen Gliedern machte und vor Schmerz stöhnen mußte. Aber heute abend warfen sie einander Bemerkungen zu, und etwas, das einem Lächeln glich, durchbrach den krustenähnlichen Steinstaub in ihren Gesichtern, es war der Widerschein der neuen blanken Kronen, die nach der mühseligen Arbeit der Woche in ihrer Tasche lagen. Einige von den Arbeitern mußten auf die Post, um die Zettel zu erneuern oder um Aufschub zu bitten; hin und wieder wollte einer in ein Wirtshaus ein-

Lehren, und wurde noch im letzten Augenblick von einer Frau mit einem Kind an der Hand abgefangen.

Anker stand auf dem Bürgersteig still, das Gesicht ihnen zugewandt, während sie vorüberzogen. Er hatte den Kopf entblößt, der mächtige Federbüschel hing zur Erde hinab; er sah bewegt aus, es schien etwas in ihm aufzuquellen, was nicht zu Worte kommen konnte, es wurde zu einzelnen unverständlichen Lauten. Die Arbeiter schüttelten trübselig den Kopf, indem sie weiter trabten; ein vereinzelter junger Purtsche schleuderte ihm eine übermütige Bemerkung zu. „Behalt doch den Hut auf, es ist kein Leichenzug,“ rief er. Ein paar fremde Seeleute kamen über den Hafenhügel dahergeschlendert; sie trieben sich auf der Straße im Bidsack hin und her, spien in alle Straßentüren hinein und lachten übermäßig darüber. Einer von ihm ging mit ausgestrecktem Arm geradeswegs auf Anker zu, strich ihm den Hut ab und ging, den Arm in der Luft, weiter, als sei nichts geschehen. Plötzlich aber drehte er sich herum. „Was machst Du Dich noch maufsig?“ und ging dem Verrückten zu Leibe, der sich erschrocken zur Wehr setzte. Dann kam ein anderer Seemann gelaufen und schlug Anker in die Kniegelenke, sodas er umfiel. Er lag da und schrie und stieß vor Entsetzen mit den Füßen, und die ganze Schar warf sich über ihn.

Die Jungen zerstreuten sich nach allen Seiten, um Steine zu sammeln und Anker zu Hilfe zu kommen; Pelle stand da und hieb mit dem Körper um sich, als wolle das alte Leiden wieder über ihn kommen. Einmal über das andere sprang er vor, aber in ihm verlagte etwas, die Krankheit hatte ihm den blinden Mut geraubt.

Da war ein blasser, schwächtiger Junge, der nicht bange war. Er ging mitten zwischen die Seeleute, um sie von dem Irren fortzuziehen, der ganz wild unter ihren Händen geworden war. „Er ist ja nicht bei Verstand!“ rief der Junge, wurde aber mit blutendem Gesicht weggeschleudert.

Das war Morten, der Bruder von Jens in der Werkstatt. Er war so wütend, das er weinte.

Ein großer Mann kam aus der Dunkelheit herausgeschwankt, er ging dahin und redete halblaut mit sich. „Hurra!“ schrien die Jungen, „da kommt die Kraft!“ Aber der Mann hörte nichts, er machte Halt bei den Kämpfenden und stand leise schwachend da. Seine Riesengestalt segelte über ihnen hin und her. „Vater hilf ihm, rief Morten. Der Mann lächelte töricht und fing langsam an, seine Jacke ausziehen. „So hilf ihm doch!“ brüllte der Junge ganz außer sich und zerrte den Vater am Arm. Jørgensen streckte die Hand aus, um seinem Jungen die Wange zu streicheln, da sah er, das er Blut im Gesicht hatte. „Gau sie!“ schrie der Junge wie besessen. Da ging ein Ruck durch den Hünen, ungefähr so, als wenn eine schwere Last in Bewegung gesetzt wird; dann beugte er sich ein wenig wackelnd nieder und fing an, die Seeleute zur Seite zu werfen. Einer nach dem andern standen sie einen Augenblick da und befühlten die Stellen, wo er hingepackt hatte, und dann rannten sie, was das Zeug halten wollte, dem Hafen zu.

Jørgensen stellte den Verrückten wieder auf die Beine und begleitete ihn nach Hause. Pelle und Morten folgten Hand in Hand hinterdrein. Eine eigene Befriedigung durchströmte Pelle, er hatte die Kraft selbst in Wirksamkeit gesehen, und er hatte einen Kameraden bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Protestantismus und geistiger Fortschritt.

Als die Wogen des Antimodernistenummels in Deutschland hoch gingen, suchten die liberalen Kämpen gegen den katholischen Drachen die Sache so darzustellen, als ob der Verfolgungswahn und die Verfinsterungswut nur in der katholischen Kirche zu Hause seien, während der Protestantismus das „Prinzip der inneren Freiheit“, „des freien Menschentums“ und ähnlicher schönen Dinge mehr verkörpere. Diese abgeschmackte Legendenbildung, die jeder historischen Wahrheit direkt ins Gesicht schlägt, wird durch den Umstand besonders begünstigt, das die alleinseligmachende Kirche meistens auch der Macht genug besaß, einen Galilei in den Kerker und einen Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen zu bringen, während es den Dienern der „reformierten“ Kirche zwar nicht an Courage und Willen, so doch öfters an genügenden Nachtmitteln gebrach, ähnliche Heldentaten zu verrichten. Das aber trotzdem die protestantische Kirche aller Schattierungen den Kampf gegen die aufstrebende Aufklärung mit ebensolcher Verbissenheit,

Giftigkeit und, wo die Umstände es erlaubten, auch mit Grausamkeit, bis in die neueste Zeit hinein geführt hat, wie der Katholizismus selbst, — dies aufs neue zu beweisen ist u. a. das Verdienst eines Buches, das kürzlich unter dem Titel „Geschichte der Sekhe zwischen Wissenschaft und Theologie in der Christenheit“ als eine deutsche Uebersetzung der 16. englischen Auflage im Verlage von Th. Thomas, Leipzig, erschien. Dieses Buch mit ersäunlicher Gelehrsamkeit, wenn gleich ohne Anwendung von höheren Gesichtspunkten und ohne tiefere historische Analyse geschrieben, stammt von einem Manne, Andrew Dickson White, der schon nach seiner gesellschaftlichen Stellung — früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Deutschland und Rußland — alles andere eher als Untergrabung der Religion und Kirche anstrebt und der überzeugt ist, „das die Wissenschaft mit der Religion Hand in Hand gehen wird“. Desto mächtiger wirkt das Belastungsmaterial, das er vorbringt.

Die naturwissenschaftliche Erkenntnis ist, geschichtlich betrachtet, nichts anderes als der ideologische Ausdruck, zugleich aber auch der mächtigste Entwicklungsfaktor der aufstrebenden bürgerlichen Gesellschaft. Solange diese sich nur im Gegensatz zu den alten überkommenen Gewalten — Feudaladel, Ständemonarchie usw. — aber auch gegen die reaktionäre Bauerndemokratie entwickeln kann, solange werden auch gegen ihre Ideologie die geistigen Waffen der starren Glaubenssätze geschwungen, denen sich öfters die materielle Gewalt zur Seite stellt. Der Protestantismus, der gleich nach seinem Entstehen nichts Eiligeres zu tun hatte, als sich mit der fürstlichen und sonstigen Reaktion zu versöhnen, hat insofern die Position der alten Gesellschaft im Kampfe gegen die bürgerliche Aufklärung eher gestärkt, als geschwächt. A. D. White gibt das unumwunden zu, indem er erklärt: „Man hat wohl Grund zu glauben, das die Fesselung des wissenschaftlichen Denkens unter der strengen Schriftauslegung der ersten Protestanten schlimmer gewesen ist als unter der älteren Kirche.“ Dieser Satz, der sich in trefflicher Uebersetzung mit dem befindet, was die materialistische Geschichtsforschung über die historische Stellung des lutherischen Protestantismus zutage gefördert hat, wird durch eine erdrückende Fülle von Material belegt.

Wenden wir uns zunächst dem Gebiete, auf dem wohl die heftigsten und aufregendsten Schlächten zwischen Kirche und Wissenschaft geschlagen wurden, dem der Astronomie zu, so ist es, um mit White zu reden, „eine schlichte Wahrheit, das der Protestantismus nicht minder als der Katholizismus gegen die neue (Kopernikanische) wissenschaftliche Lehre eiferte“. Schon die Häupter der Reformation haben über den Kopernikus und seine Lehre das Verdammungsurteil ausgesprochen. Martin Luther sagt in seinen „Tischreden“: „Jeder Narr, der klug scheinen möchte, will ein neues System gründen, das besser sein soll, als alle anderen. Diese Narren wollen die ganze astronomische Wissenschaft umkehren, aber die Heilige Schrift sagt uns, das Josua die Sonne stehen ließ und nicht die Erde.“ Und der „milde“ Melancthon läßt sich also vernehmen: „die Augen bezeugen, das die Himmel sich in vierundzwanzig Stunden umdrehen, aber gewisse Leute haben gefolgert, das die Erde sich drehe und sie behaupten, das weder die achte Sphäre noch die Sonne sich drehe. Nun ist es Mangel an Ehrsamkeit und Anstand, solche Dinge öffentlich zu behaupten, und solch Beispiel ist verderblich.“ Um dieses Verderben abzuwehren, schlägt Melancthon recht strenge Maßnahmen vor. Die Hege der protestantischen Kirche gegen die neue Lehre wurde auf die Schulen und von dort weiter unter das Volk verpflanzt. Menschenalter hindurch prahlten die Lehrbehörden, die sämtlich unter der Fuchtel der Kirche standen, das von ihren Studenten diese gottlosen Lehren ferngehalten würden. Und „so befremdend es scheinen mag“, sagt A. D. White, „nirgends waren die Tatsachen, wodurch die Kopernikanische Theorie bestätigt wurde, sorgfältiger dem Gesichtskreise entrückt, als in Wittenberg, der Universität Luthers und Melancthons“. Aber nicht genug damit, man suchte auch das Volk gegen die neue Lehre aufzustacheln. In Elbing wurde eine Postle gegeben, worin Kopernikus geradezu lächerlich gemacht wurde, und in der protestantischen Hochburg, Nürnberg, ließ man eine Medaille mit Inschriften schlagen, die ihn und seine Theorie verhöhnien. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein hat die protestantische Kirche die Frechheit und Dummheit besessen, gegen die neue Astronomie zu eifern. 1868 trat auf der Synode zu Berlin ein gewisser Pastor Knaack hervor, um zu beweisen, das die Kopernikanische Theorie völlig unverträglich mit dem Glauben an die Bibel sei, und 1873 wurde in St. Louis (Amerika) ein Buch von einem ehemaligen Direktor eines lutherischen Lehrerseminars gedruckt, das die giftigsten und gehässigsten Angriffe gegen das moderne System der Astronomie enthielt.

Nicht rühmlicher war das Verhalten des orthodoxen Protestantismus im Kampfe um den anderen großen Gedanken der modernen Naturwissenschaft: den Entwicklungsgedanken. Die chaldäo-babylonischen Schöpfungsgesagen, die als Worte Gottes in die gebeiligten Bücher der Hebräer übernommen, mit der Ausbreitung des Christentums der ganzen europäischen Menschheit übermittelt wurden, verdrängten recht bald die bescheidenen Anfänge einer wissenschaftlichen Naturerkenntnis, die in den Ideen und Werken eines Demokrit, Empedokles, Aristoteles keimartig schlummerten. Es ist einfach ungläublich, welche Fülle von Wit, Verstand und subtiler Dialektik angewendet wurde, um diese geheiligten Wahrheiten in der buchstäblichsten Auslegung vor dem An-

drang neuer Erkenntnisse und Tatsachen zu verteidigen und zu schütten. Schon der heilige Augustin erkannte z. B. die Schwierigkeit, die in der Verbreitung der Tiere über Festländer, Inseln, Meere und Seen für die Schöpfungslehre der Bibel liegt, und dachte sie auf folgende originelle Art zu beseitigen: „Es ist einerseits nicht unglücklich, daß einige Tiere von Menschen gefangen und dorthin mitgenommen sind, wo jene sich niederlassen wollten, um davon Jagdfreuden und Beute zu haben, andererseits ist es unleugbar möglich, daß diese Verpflanzung mit Hilfe von Engeln geschah, denen Gott dies Werk zu vollbringen gebot oder erlaubte.“

Obgleich zur Zeit der Reformation die Ergebnisse der großen Entdeckungstreffen von Vasco da Gama, Columbus, Magelhaens u. a. die biblische Schöpfungslehre in ihren Grundfesten erschüttert hatten, hielten die Begründer des Protestantismus daran mit einer Zähigkeit fest, die des Katholizismus noch um ein Erstaunliches übertraf. Luther spielte sich als ein Gegner der allegorischen und mythischen Auslegung der Schrift durch frühere Theologen auf, und auch Calvin war ein ebenso ausgesprochener Anhänger der buchstäblichen Schöpfungserzählung der Bibel. Er drohte denen, die anders wie er denken und dadurch „den Schöpfer gemein beschimpfen, sie würden gerichtet und vernichtet werden“. Diesem Geiste der starren Unbuddsamkeit blieb die protestantische Kirche bis in das 19. Jahrhundert hinein mit wenigen Ausnahmen treu, und an den gefährlichsten Angriffen gegen die beiden großen Begründer der modernen Entwicklungslehre, den Geologen Hüll und den Biologen Darwin, hat eben der Protestantismus sein gerüttelt und geschüttelt Maß voll Schande. Als 1880 Hüll seine „Grundzüge der Geologie“ veröffentlichte, griffen ihn hervorragende Würdenträger der anglikanischen Kirche ohne Gnade an, eine Zeitlang geriet er sogar gesellschaftlich in Verfall. Was an den „wissenschaftlichen Widerlegungen“ der neueren Geologie von der lutherischen Kirche verbrochen wurde, zeigt z. B. die noch in den siebziger Jahren vorigen Jahrhunderts von den namhaftesten deutschen Theologen vertretene Ansicht, die Geologie sei fruchtlos und ihre Ergebnisse haltlos gemacht durch zwei große Tatsachen: den Fluch, der Adam und Eva aus dem Paradiese trieb, und die große Flut, die alle lebenden Wesen vernichtete außer Noah, seiner Familie und den Tieren in seiner Arche.

Der Kampf der kirchlichen Gewalten gegen Darwin und Darwinismus ist bis jetzt noch nicht eingestellt (siehe zum Beispiel die im vorigen Jahre erschienene Abwehrschrift von E. Haedel), aber während die heutigen frommen Angriffe höchst belustigend wirken, entbehren sie in den früheren Jahren einer gewissen Tragik für die Angegriffenen nicht, denn die streitbare Kirche setzte alles daran, die Keger auch ihre materielle Macht fühlen zu lassen. Darwins „Entstehung der Arten“ (1859) und seine 11 Jahre später veröffentlichte „Abstammung des Menschen“ entfesselten in der theologischen Welt des Protestantismus wahre Orkanstürme fanatischer Hasses und niedrigster Gefinnung. Ohne alle Einzelheiten des Kampfes schildern zu wollen, seien hier nur einige Tatsachen mitgeteilt, die den „freien“ Geist des Protestantismus so recht kennzeichnen. Darwinismus sei „ein Anschlag zur Absezung Gottes“, die Darwinisten ständen „unter den wahnwitzigen Eingebungen der Einatmung mephistischer Dünste“, Darwins Ansicht sei eine „rohe Philosophie“, daß es keinen Gott gebe und ein Affe unser Adam sei, eine „riesige Verrücktheit von Anfang an“, „Karlatur der Schöpfung“, „das unerbittbare Treiben der Narrheit“ und was dergleichen Liebenswürdigkeiten noch mehr sind — das alles tönte aus den protestantischen Ländern von Deutschland bis Amerika wider. Diesen Beschimpfungen folgten auch nicht minder edle Taten. Man verweigerte die Aufnahme der darwinistischen Bücher in die Bibliotheken, und es wurden von der Kirche auch Versuche gemacht, die Vorträge über Entwicklung zu unterbinden. Dies geschah zeitweise besonders in Amerika, und der Fall im American College zu Veyrout, wo fast alle jüngeren Professoren wegen ihres Bekennnisses zu Darwins Ansichten entlassen wurden, ist des Gedenkens wert. Welche Anstrengungen schließlich das deutsche protestantische Muderium machte, um Ernst Haedel auf diese oder jene Weise für sich unschädlich zu machen, ist ja sattsam bekannt.

Wir haben mit dieser kleinen Blütenlese die kulturfeindliche Rolle des Protestantismus, wie sie in der Darstellung von A. D. White so grell hervortritt, bei weitem nicht erschöpft. Es gibt kaum einen Zweig der modernen Wissenschaft, der nicht in seinen Annalen solche Heldentaten des Protestantismus verzeichnet hätte. Das Angeführte, hoffen wir, genügt schon vollkommen, um das abgeschmackte Gerede, das noch hier und da zu vernehmen ist, auf seinen wahren Wert zu tarzieren: die Arbeiterklasse müsse sich mit dem Protestantismus ausöhnen, um nicht der ideellen Güter verlustig zu gehen, die von der Reformation im Kampf gegen die römische geistige Anechtung erungen worden seien!

Kleines feuilleton.

Das Eisenbahnunglück. Dämmerung hatte den kleinen Bahnhof müde gemacht. Er hatte sich mit rotem Grau leicht eingepackt und rührte sich nicht. Nur der riesige Trinkbecher schlug, vom Luftzuge bewegt, schlaftrig und blechern um seine Pumpe, wie nörgelnd, daß er schon wieder aufgeweckt wurde.

Der Stationsvorsteher stand hinter seinem Fenster und fing Brummer. Er schlich ihnen mit der Hand bis an den Rand der

Scheibe nach und strich sie rudertig ein. Dann warf er sie mit Wucht gegen das Fensterkreuz. Wenn es zu sehr krabbelte, machte er schon vorher die Finger auf.

Plötzlich läutete es vom nächsten Bahnübergang. Der Stationsvorsteher zerquetschte eiligst einen Brummer und ging an seinen Apparat. Aus dem Güterschuppen stürzten zwei Männer mit Dienstmützen, Kletterten über die Gleise und gleich sprangen gelbe und bunte Lichter in das Dämmern.

Der Vorsteher lief mit seiner hochroten Mütze aus dem Gebäude. Ein beladener junger Kellner hinter ihm drein. Sie spähten über die Schienen hin. Die machten kurz vorher eine Biegung; darum sah man nichts. Die Gläser auf dem Tablett schüttelten sich leise, klirrten aneinander. Von fernher atmete es, fauchte, leuchtete, pffte und dröhnte mächtig; dann schossen überhelle Lichter heran. Es knirschte, kreischte, wie wenn zwei Niesenmesser geschärft werden, lächerlich grell und nerbschneidend. Der Zug stand.

„Möpschenwerda!“ rief der kleine weißbärtige Zugführer in das Schweigen und sprang ab, fauchte sich gleich nach dem Raden, wo er etwas Schlimmes hatte. Einzelne Coupés wurden aufgestoßen. Kinder, Frauen stürmten heraus und suchten unsicher bei der trüben Beleuchtung nach der Pumpe. Herren spazierten, tief Luft holend, auf und ab. Der Kellner wand sich mit wandelndem Tablett den Perron entlang und schnarrte: Bier! Bier!

„Einsteigen!“ jagte der alte Zugführer für sich, wie um zu probieren. Und dann laut und heiser: „Einsteigen!“

Ein höhlwangiger Mann steht auf dem Trittbrett und wickelt seine Stullen wieder ein. Plötzlich ruft eine überjchräubte Frauenstimme aus dem Wagen ängstlich: „Selma!“

Der Mann schritt hoch und fragt mit faltiger Stirn: „Wo ist denn das Kind nur hin?“ Er springt herunter und läuft stolpernd ins Gebäude. „Selma! Selma!“ schreit die fahlblonde Frau aus dem Fenster und dreht den Kopf schnell nach allen Seiten. Der Vater stürzt zurück, der Stationsvorsteher schreitet den Zug entlang: „Hat jemand ein kleines Mädchen gesehen?“ Aus dem Wagen schluchzt die Stimme nervös: „Selma! Selma!“

Der Zugführer meint, es wäre höchste Zeit. Der Vater läuft auf dem Bahnsteig herum: „Haben Sie meine Tochter nicht gesehen?“ und verzweifelt: „Hat denn niemand meine Tochter gesehen?“

Der Stationsvorsteher nähert sich: „Wissen Sie denn genau, daß Sie sie mit hatten?“

„Telephonieren Sie doch an den Eisenbahnminister!“ rät eine Frau.

„Nützt nichts, wir müssen fahren,“ ruft der Zugführer. „Jesses Maria!“ kreischt die dürre Frau auf dem Trittbrett.

Der Mann rennt ins Gebäude, gleich wieder heraus, schreit Unverständliches. Die Mutter hebt eine Hand und spreizt die Finger: „Mein Kind ist tot! Selma!“ Ein Gepädträger guckt überall unter den Zug, der Stationsvorsteher ruft entschlossen: „In einer Viertelminute abfahren!“

„Selma!“ schluchzt die Frau aus dem Fenster, der Vater ist born an der Lokomotive. Der Stationsvorsteher setzt die Pfeife an den Mund: „Meine Herrschaften . . .!“

In diesem Augenblick geschah folgendes: Aus der Toilette des Wagens vierter Klasse kam Selma, das vermählte kleine Mädchen. Und sagte, sie möchte jetzt Abendbrot essen.

„Abfahren!“ schrie der weißbärtige Zugführer. Er zitterte vor Laßen und mußte sich den Raden halten. Fast hätte er verpaßt, auf den letzten Wagen zu springen . . .

A. L e m m.

Kleines feuilleton.

Geschichtliches.

Die ältesten Kanonen. Nach einem Vortrag, den Charles Dana vor der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft über Geschützwesen im 14. und 15. Jahrhundert gehalten hat, ist die älteste zuverlässige Urkunde über eine Kanone ein Erlaß, der im Jahre 1326 in Florenz erging und noch heute dort aufbewahrt wird. Leider ist kein Anhalt dafür gegeben, wie diese älteste Kanone ausgesehen hat. Das Schießpulver war damals ein wirkliches Pulver von staubartiger Beschaffenheit. Bekanntlich fällt seine erste sichere Erwähnung in Europa in das dreizehnte Jahrhundert, während seine erste Verwertung zum Zweck der Sprengung oder des Schießens erst mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geschehen sein kann. Danach läßt sich wohl annehmen, daß jene Kanone von Florenz überhaupt eine der allerersten gewesen sei. Ein Hindernis der Entwicklung war der hohe Preis des Salpeters, von dem nach heutigem Gelde ein Pfund etwa 100 M. kostete.

Die zweitälteste Erwähnung von Geschützen fällt in das Jahr 1338, wo von einigen Kanonen zum Schutz des Towers in London die Rede ist, und zwar sollen sich unter diesen schon Hinterlader gefunden haben. In demselben Jahr wird ein „Topf zum Ausschleudern von Feuer“ erwähnt, der als eins der kostbarsten Stücke des Arsenal von Rouen geschätzt wurde. Diese nach damaligen Begriffen höchst gefährliche Kriegsmaschine wurde mit etwa 30 Gramm des jämmerlichen Zeugnis geladen, das damals Pulver genannt wurde. Die erste Vernehmung von Geschützen im Kriege wird von der Schlacht von Creçy im Jahre 1346 überliefert.

wo die unbekanntesten Waffen einen solchen Schrecken verbreiteten, daß sie hauptsächlich den Sieg zugunsten der Engländer entschieden. Die Pfeile oder Spieße, die von den Geschützen ausgeschleudert wurden, sollen 250 Ellen gelogen sein und kein Panzer ihnen widerstanden haben. Man kann sich von diesen Waffen keine rechte Vorstellung machen, und wahrscheinlich sind diese Nachrichten von ihnen sehr übertrieben. Der Schrecken wird wohl das meiste an ihrer Wirkung getan haben. Außerdem kann es als verbürgt gelten, daß auch bei der Belagerung von Calais, die der genannten Schlacht unmittelbar folgte, solche Kanonen in den Dienst der Belagerer traten.

Erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen dann Kanonen in Gebrauch, die eine größere Ähnlichkeit mit den späteren Geschützen besaßen, indem sie richtige Kugeln, zunächst solche aus Stein, auf den Feind warfen. Die Steinkugeln hatten damals ein Gewicht von etwa 200 Pfund, wuchsen aber bald bis 1000 Pfund, indem sich auch das Kaliber der Kanonen entsprechend bis zu dreiviertel Meter Weite steigerte. Selbst die Geschütze, die nach dem damaligen Begriff Schnellfeuer abzugeben vermochten und von hinten geladen wurden, konnten nur etwa einmal in zwei Minuten abgeschossen werden. Als Ladung wurde bald alles Mögliche versucht, auch rostige Nägel und allerhand Metallstücke. Die stärkste Wirkung übten sie angeblich im Seekrieg aus, was man sich wohl denken kann, weil dabei die Schiffe nahe aneinander zu geraten pflegten. Die großen sogenannten Bombarden, aber auch viele kleinere Geschütze im vierzehnten Jahrhundert, wurden aus länglichen schmiedeeisernen Barrern hergestellt, um die man einfache eiserne Ringe oder Bänder herumtrieb. Als Pulverladung hielt man ungefähr den achten oder neunten Teil des Geschossgewichtes für notwendig, was auch auf eine große Sparfamkeit deutet. Trotz dieser geringen Ladung kam es oft vor, daß eine solche Kanone zerplatzte und dann vielleicht unter den eigenen Soldaten mehr Schaden anrichtete, als sie dem Feind je getan hatte.

Besonders auffällig in der Geschichte der Geschütze ist der Umstand, daß eine neue Entwicklung eigentlich erst wieder im neunzehnten Jahrhundert eingetreten hat. Wenn man noch vor hundert Jahren ein Feldgeschütz vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts herborgelohlt hätte, so würde es gar nicht besonders aufgefallen sein.

Biologisches.

Die Anpassungsfähigkeit des Organismus zeigt sich namentlich in seinem Verhalten zu seinen kleinen, aber darum nicht weniger gefährlichen Feinden, den Mikroorganismen, den krankmachenden Bazillen und Bakterien. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß unsere Körpergewebe eine bakterizide, d. h. bakterientötende Eigenschaft besitzen. Wir sind imstande, eine Mundoperation auszuführen, ohne die üblichen Vorsichtsmaßregeln der Asepsis, der Keimfreiheit, anzuwenden, und doch heilt die gereizte Wunde fast stets ausgezeichnet, obwohl in den vielen einer Desinfektion unzugänglichen Buchten und Winkeln der Mundhöhle, abgesehen von der Unmöglichkeit, auf die empfindliche Mundschleimhaut scharf wirkende Desinfizientien zu bringen, ohne jeden Zweifel die Krankheitserreger myriadenweise herumwimmeln. Die Erfahrungen bei Operationen von Blinddarm- und Bauchfellentzündungen haben uns einwandfrei dargetan, daß das bisher für so sehr empfindlich gehaltene Bauchfell wohl imstande ist, mit einer großen Menge von Krankheitskeimen unangestört fertig zu werden. Selbst wenn bei einem perforierten, d. h. in die freie Bauchhöhle durchgebrochenen, Entzündungsherd des Blinddarms unzählige höchst gefährliche Krankheitskeime auf das Bauchfell gelangt sind, so gelingt es oft, wenn selbst erst zwei bis drei Tage danach der eigentliche Entzündungsherd radikal entfernt wird, eine glatte Heilung zu erzielen. Ganz anders verhalten sich dagegen zum Beispiel die Rückenmarkshäute und die Gelenke. Diese Organe reagieren schon auf die Einwanderung kleinster Mengen von Krankheitskeimen mit den schwersten Erscheinungen und unterliegen in den meisten Fällen dieser Schädigung. Wir können uns diese Verschiedenartigkeit in der Widerstandsfähigkeit aller dieser Körpergewebe nur durch die Annahme einer Anpassung erklären, die entstanden ist auf Grund der sich schon in der Norm abspielenden Vorgänge, da bekanntlich der Verdauungsapparat am meisten mit krankmachenden Stoffen in Berührung kommt und so mit der Zeit eine gewisse „Dichtheit“ ihnen gegenüber ausbildet.

Technisches.

Die Aussichten der Gasverwendung. Auf der 62. Jahresversammlung des Deutschen Vereins der Gas- und Wasserfachmänner, die in Dresden tagte, wurde eine Uebersicht über Gasverwendung und seine Ausdehnungsmöglichkeit gegeben. Aus der vom Verein ins Leben gerufenen Gasstatistik geht hervor, daß 1909 2,2 Milliarden Kubikmeter Gas im Deutschen Reich erzeugt werden, die sich auf 30 350 000 Abnehmer verteilen, so daß jeder zweite aller Bewohner bereits Gas benützt. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen 67 Kubikmeter Gas, doch bleibt das weit hinter den englischen Verhältnissen zurück. Nach Veröffentlichungen betrug der Zuwachs an Gasabnehmern in Berlin in einem Jahre 28 455. Aus der Vergleichung der Gaspreise in den verschiedenen Gegenden ergibt sich, daß die Gaspreise viel zu hoch sind, das Gas muß billiger werden! Um das kulturelle Werk der

Heranziehung des kleinen Mannes zum Gaskonsum zu bewirken, müssen die wirtschaftlich arbeitenden Apparate verbessert werden und nicht, wie dies vielleicht noch einige Werke tun, solche, die einen möglichst großen Gasverbrauch zum Nachteil des Konsumenten aufweisen. Eine weitere Phase in der wirtschaftlichen Entwicklung bedeutet die Gasfernversorgung durch große Zentralen, Unterlandzentralen, wie sie im Gegensatz zu den Ueberlandzentralen der Elektrizitätswerke benannt werden. In Gasanlagen ist rund eine Milliarde in Betriebskapital angelegt.

Ueber Gasfernleitungen und deren Anwendung und Wirtschaftlichkeit sprach Baurat E. Blum. Die Entwicklung der Fernversorgung in den letzten zehn Jahren ist außerordentlich schnell gewachsen, denn es sind in dieser Zeit viele ländliche Gemeinden an bestehende Gaswerke angeschlossen worden. Die technischen Einrichtungen sind ganz wesentlich vervollkommen. Die Erfahrungen zeigen, daß sich jede Betriebskraft für diese Zwecke eignet und daß die Abgabe des Gases bei Fernversorgungsanlagen entweder mit Einschaltung von Gasbehältern oder ohne diese erfolgen kann. Es empfiehlt sich für Nachbargemeinden, sich zum Zwecke gemeinsamer Gaserzeugung zusammenzuschließen oder zur Vereinfachung und Verbilligung der Gaserzeugung das Gas gemeinsam aus einer Zentralgasanstalt zu beziehen. Das gilt besonders für die Vororte größerer Städte.

In ähnlicher Weise erfolgt auch die Gaslieferung durch Kokereien, die in größerem Umfange in der Nähe von Kohlengruben in Betracht kommt. Große und modern eingerichtete Gasanstalten können aber das Gas mindestens ebenso billig erzeugen, wie es von den Kokereien abgegeben wird. Dazu kommt noch der Vorteil, daß auf der zentral gelegenen Gasanstalt gleichzeitig der Koks als sehr nützlich Brennstoffmaterial direkt im Verbrauchsgebiet abgegeben werden kann, während bei Gasversorgung durch Kokereien nur Hüttenloks erzeugt wird, der sich für den Hausbrand weniger eignet und wesentlich teurer ist.

In erster Linie haben sich Gesellschaften für Gasfernversorgungen interessiert, weil diese bei den Verhandlungen mit den Gemeinden schneller zum Ziele kommen, als die miteinander verhandelnden Stadt- und Landgemeinden. (1) Dadurch sind schon eine große Anzahl Gasfernversorgungen ausgeführt worden, aber auch mehrere große Städte, insbesondere die Stadt Berlin, haben sich durch Fernversorgungen ihr Absatzgebiet vergrößert. Die Mittelungen über die Ergebnisse der Betriebe zeigen, daß die Fernversorgungsanlagen auch wirtschaftlich vertretbar sind. Nach dem Beispiel der elektrischen Ueberlandzentralen dehnen sich jetzt die Gasversorgungen über das ganze Land aus.

Eine vergleichende Zusammenstellung über Gasversorgung und elektrische Versorgung zeigt, daß am 31. März 1906 235 Millionen Mark für die Errichtung von Gaswerken mit Rohrleitungen verausgabt wurden, durch die 858 109 Haushaltungen versorgt werden. Das entspricht einem Anlagekapital von 274 M. für jeden Gasabnehmer. Für die elektrische Versorgung sind nach der gleichen Zusammenstellung zur selben Zeit 132 736 502 M. aufgewendet worden, durch die 84 270 Stromabnehmer versorgt werden. Das ergibt für jeden Stromabnehmer 1675 M. aufgewendetes Anlagekapital, also ungefähr fünfmal so viel als für jeden Gasabnehmer. Diese Zahlen zeigen, wie sehr die Gasversorgung der elektrischen Versorgung noch wirtschaftlich überlegen ist.

Die Photographie der menschlichen Stimme. Der Phonograph hat zwar schon verschiedene Wandlungen erfahren, aber man sollte meinen, daß er in den von Edison geschaffenen Grundlagen einigermaßen festgelegt worden sei. Das ist nun doch wohl nicht der Fall, denn eine neue Erfindung zeigt, daß die phonographische Aufzeichnung doch noch auf wesentlich andere Weise bewirkt werden kann, als es bisher geschah. Der Urheber dieser Neuheit ist ein junger Russe namens Ljischik, der seine Versuche schon in seiner Heimat begonnen hatte, sie aber später in einem physikalischen Laboratorium an der Sorbonne in Paris fortsetzte. Jetzt endlich ist er so weit gelangt, daß er ein kleines Modell, das er gemeinsam mit Dr. Henry hergestellt hat, einer kleinen Versammlung von Gelehrten und Freunden der Wissenschaft vorführen konnte. Es handelt sich insofern um etwas ganz Neues, als zur Aufzeichnung der Schallschwingungen der menschlichen Stimme die Photographie benutzt wird. Der Gang des Verfahrens ist folgender: Die Klangschwingungen der Stimme treffen auf eine Membran und werden von dieser in der Form leuchtender Bilder durch einen kleinen Spiegel auf einen photographischen Film geworfen, der mit großer Geschwindigkeit als ein Band bewegt wird. Dadurch entsteht eine fortlaufende photographische Aufnahme. Der Film ist so hergerichtet, daß seine Oberfläche dort, wo sie von der Lichtwirkung getroffen wird, in einen harten und unlöslichen Zustand übergeht, während die übrigen Teile weich bleiben und fortgewaschen werden können. Am nun die Stimme wieder herzustellen, wird der Film vor einem Spalt vorübergeführt, aus dem ein Luftstrom austritt. Wo dieser auf den Film trifft, wird er durch die verschiedenen Formen auf dessen Oberfläche in die entsprechenden Schallschwingungen verwandelt. Professor Dastre, in dessen physikalischem Institut diese Arbeiten ausgeführt sind, verspricht der Erfindung eine große Zukunft, da nach seiner Meinung noch besser sein werden als bei den mechanischen Phonographen nach Edisonischem Muster.